№ 10. Freitag, den 14. Januar, abends. 1887.

Bezugspreis:
Im ganzen deutschen Reiche: Jährlich: . . . . 18 Mark. ¼ jährlich: 4 Mark 50 Pf. Einzelne Nummern: 10 Pf. Ausserhalb des deutschen Reiches tritt Post- und Stempelzuschlag hinzu.

Ankündigungsgebühren:
Für den Raum einer gespaltenen Zeile kleiner Schrift 20 Pf. Unter „Eingesandt" die Zeile 50 Pf. Bei Tabellen- u. Ziffernsatz entspr. Aufschlag.

Erscheinen:
Täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage abends.

Dresdner Journal.

Für die Gesamtleitung verantwortlich:
Otto Banck, Professor der Litteratur- und Kunstgeschichte.

Annahme von Ankündigungen auswärts:
Leipzig: Fr. Brandstetter, Commissionär des Dresdner Journals; Hamburg-Berlin-Wien-Leipzig-Basel-Breslau-Frankfurt a. M.: Haasenstein & Vogler; Berlin-Wien-Hamburg-Prag-Leipzig-Frankfurt a. M.-München: Rud. Mosse; Paris-London-Berlin-Frankfurt a. M.-Stuttgart: Daube & Co.; Berlin: Invalidendank; Bremen: E. Schlotte; Breslau: L. Stangen's Bureau (Emil Kabath); Görlitz: G. Müller's Nachfolger; Hannover: G. Schüssler; Halle a. S.: J. Barck & Co.

Herausgeber:
Königl. Expedition des Dresdner Journals, Dresden, Zwingerstrasse No. 20.

Nichtamtlicher Teil.

Telegraphische Nachrichten.

Berlin, 14. Januar. (Tel. d. Dresdn. Journ.) **Heute mittag um 1 Uhr findet eine Bundesratssitzung statt, in welcher über die Stellungnahme des Bundesrats zu den Beschlüssen des Reichstags über den Gesetzentwurf, betreffend die Friedenspräsenzstärke des Heeres beraten werden soll.**

Paris, 13. Januar, Abends. (W. T. B.) **Die bulgarische Abordnung hat ihre Abreise nach Rom auf morgen früh festgesetzt.**

London, 13. Januar, Abends. (W. T. B.) **Die zur Besprechung der Homerulefrage von den Führern der Liberalen verabredete Konferenz ist auf morgen vertagt worden; heute Nachmittag waren Chamberlain, Morley, Trevelyan, Harcourt und Herschell nur zu einer vorläufigen Besprechung zusammengetreten.**

Dresden, 14. Januar.

Vor der Entscheidung.

In der heutigen Reichstagssitzung wird sich die Stellung zu erkennen geben, welche die Mehrheit zur Militärvorlage einnehmen wird. Man kann nicht sagen, daß die öffentliche Meinung bisher über diese Stellung besonders klar geworden sei. Noch besteht zum Beispiel da und dort der Glaube an Abkommandierungen, wodurch man angeblich vermeiden möchte, den gehässigen Schein einer Ablehnung der unzweifelhaft den Wünschen des deutschen Volkes entsprechenden Vorlage auf sich zu nehmen. Um so unzweifelhafter giebt sich nach allen Richtungen hin die Stellung der vereinigten Bundesregierungen zur Vorlage zu erkennen. Der Reichskanzler hat, nachdem er die Stellung der deutschen Politik zu den Mächten gekennzeichnet und hervorgehoben hatte, daß unsere Beziehungen zu Österreich-Ungarn und Rußland die freundschaftlichsten seien; daß es nur unsere Aufgabe sei, Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden, zu welchen die Lage der Dinge im Orient Veranlassung geben könnte, auszugleichen, auf die gefährlichen Schwankungen der öffentlichen Meinung in Frankreich hingewiesen. Unter Berufung auf den Generalfeldmarschall Grafen v. Moltke, welcher geltend gemacht hatte, daß nur, wenn die geforderte Vermehrung der Armee auf sieben Jahre bewilligt würde, die Sicherung des Vaterlandes ermöglicht werde, sowie unter Hinweis auf die hervorragendsten militärischen Autoritäten des Reichs und die Kriegsministerien sämtlicher Bundesstaaten, that Fürst v. Bismarck dar, daß der Frankfurter Friede noch nicht in das Fleisch und Blut der öffentlichen Meinung in Frankreich übergegangen sei, daß die Neigung zur Wiedervergeltung benutzt werden könne, um inneren Erregungen eine andere Richtung zu geben, sowie daß die Franzosen jederzeit geneigt seien, einen furchtbaren Krieg anzufangen, sobald ihnen der Augenblick zum Siege günstig erscheine. Aus diesem Grunde könne die Reichsregierung sich weder an der Zahl der geforderten Truppen etwas abhandeln lassen, noch könne sie auf das durch einen seitens der Regierungen mit großer „Coulanz" ermöglichten Kompromiß gewordene Septennat verzichten. Endlich erklärte der Reichskanzler gestern scherzhaft, er habe auch einen persönlichen Grund für das Septennat. Drei Jahre werde er wohl noch leben, aber nicht sieben Jahre. Dann werde sich wohl der Reichstag mit der Regierung besser verständigen.

Der Eindruck, welchen die Reden des Reichskanzlers auf die öffentliche Meinung Europas, soweit dieselbe durch die Zeitungen vertreten ist, hervorbrachte, kann als ein vollgiltiger Beweis dafür angesehen werden, daß man dem staatsmännischen Geiste, der die Darlegungen des Fürsten Bismarck in jeder Phase des parlamentarischen Kampfes um die Militärvorlage beseelt, Verständnis und Anerkennung, ja Bewunderung entgegenbringt, wenn auch letzteres Gefühl nicht immer ungemischt empfunden werden mag. In rückhaltloser Bewunderung äußern sich die Wiener Zeitungen ohne Unterschied der Parteifärbung; man ist dort dem leitenden deutschen Staatsmanne aufrichtig dankbar für die Offenheit und Entschiedenheit, womit er der fundamentalen Bedeutung des Bündnisses mit Österreich-Ungarn für Deutschland Ausdruck gegeben hat. Daß die Bestrebungen der vereinigten Opposition unseres Reichstages, die Politik des Fürsten Bismarck zu durchkreuzen, selbst bei solchen Parteien, die sonst mannichfache Berührungspunkte mit den regierenden Tendenzen unserer Linken haben, nur sehr bedingte Zustimmung finden, ist begreiflich; man müßte dort eben den Folgerungen einer Politik Windthorst-Richter-Grillenberger nicht zu unmittelbar gegenüber gestellt sein, um sich den Luxus einer auch nur theoretischen Parteinahme für den zerstörenden Charakter derselben zugestatten. In London betrachtet die öffentliche Meinung es einfach als nationale Ehrensache Deutschlands, seinen Kanzler in dem Kampfe um die Wehrhaftigkeit des Reiches nicht im Stich zu lassen, ganz abgesehen von dem Gewicht, welches ein heergewaltiges aber friedenschirmendes Deutschland in die Wagschale der Weltpolitik wirft. Italien hat keinerlei Anlaß, das politische Programm des Reichskanzlers anders als rückhaltlos zustimmend zu begrüßen. Die Pariser Blätter erläutern die Kundgebung des Reichskanzlers am ersten Tage der Militärdebatte im friedlichen Sinne, was man sich aus psychologischen Gründen und Erwägungen parteitaktischer Natur unschwer erklären kann. Auch vermögen dieselben die Wahrheit der auf Frankreich bezüglichen Ausführungen des Kanzlers nicht zu läugnen; nämlich die Neigung des französischen Charakters, sich den führenden Einflüssen einer rücksichtslos vorgehenden Minderheit zu fügen, auch wenn dadurch den erschütterndsten Kriegskatastrophen Thür und Thor geöffnet würden. Die Unfähigkeit des französischen Volkes, sich plötzlicher Überrumpelungen entschlossener Minderheiten zu erwehren, zwingt Deutschland, stets auf der Wacht und bis an die Zähne gerüstet zu stehen. Das wagt die Pariser Presse ihrem Publikum laut nicht zu sagen. Daß sie es aber selbst begriffen hat, scheinen ihre friedlich gesinnten Kommentare anzudeuten. Das ist für uns zwar keine große Beruhigung; immerhin mag man daraus die Hoffnung schöpfen, daß man an der Seine noch nicht alle Überlegung verloren hat.

Werfen wir nun einen Blick auf einige Äußerungen der größeren Tagesblätter, soweit sie unseren Lesern noch nicht bekannt sind.

Die „Neue freie Presse" meint anläßlich der Rede vom 11. Januar: Die Welt wird sich damit zufrieden geben, daß Deutschland nicht blos für sich die Freundschaft zu den übrigen Mächten pflegt, sondern, daß es dieselbe verwertet, um die Mächte untereinander zu nähern, wenn widerstreitende Interessen sie einander zu entfremden drohen. „Eine mächtige Nation, wie die deutsche, darf auf eine solche Mission stolz sein und stolz auch darauf, daß sie einen Staatsmann besitzt, dessen Wort so schwer und wuchtig in die Wagschale fällt, daß auf eine Friedensbotschaft von ihm auch die Zweifler und Schwarzseher mit Beruhigung der nächsten Zukunft entgegensehen."

Das „Deutsche Tageblatt" sagt aus Anlaß der Sitzung vom 11. Januar: „Der Kanzler hat allen Quengeleien ein Ende gemacht und die Opposition auf die Knie gezwungen, indem er den Nebel hinwegblies, hinter dem Frankreich mit zum Schlag erhobenen Schwerte steht und indem er ihm Deutschland entschlossenen Schrittes entgegentreten ließ, so daß sich die Gegner jetzt Auge ins Augen schauen. Wir stehen nun fest in der Parade, gewärtig des ersten Hiebes gallischen Schwertes!"

Der „Hamburger Korrespondent" bemerkt: „Bei der Differenz zwischen 3 und 7 Jahren handelt es sich keineswegs um eine reine Frage der Opportunität, sondern darum, ob geduldet werden kann, daß der vom Standpunkt der auswärtigen Politik, des Verfassungsrechts und der militärischen Interessen wichtige Zeitraum der Festsetzung der Friedenspräsenzstärke lediglich im parlamentarischen Parteiinteresse ungebührlich verkürzt wird. Nimmt man die Art hinzu, wie in der Kommission hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte der Verschleppung und der Beschaffung von Kampfmaterial gegen die Vorlage gearbeitet ist, so muß die Auflösung des Reichstages im Falle des Scheiterns auf 3 Jahren erfolgen, und der Appell an die Wähler bietet auch Aussicht auf Erfolg. Daß die Neuformationen dadurch nicht verzögert werden würden, darf man als sicher annehmen."

Die „Köln. Ztg." schreibt: Mit dem ruhigen Blicke des Geschichtsforschers und dem scharfen Geiste des Diplomaten schweifte Fürst Bismarck über die Geschichte des letzten Jahrhunderts. Was er über die bei aller Verrufenheit auch vielfach segensreichen Wirkungen der heiligen Allianz, über die deutsche Bundeszeit, die luxemburgische Frage, die Belassung Belforts bei Frankreich sagte, warf völlig neue Lichter auf die erregten Zeiten, deren Zeugen wir gewesen sind. Windthorst, der in der Kommission mit der Blowitzjade eines deutsch-russischen Abkommens Lärm gemacht hatte, wurde ganz elendiglich zerzaust. Wie Bismarck die bulgarische Politik der ultramontanen und radikalen Presse besprechend an das Hamletsche „was ist ihm Hekuba?" erinnert hatte, so malte er aus, was gewisse Leute, denen Hannover über Deutschland geht, für ersteres zu hoffen hätten, falls letzteres aus einem Kriege mit Frankreich als Besiegter herauskommen würde. Die Rheingrenze französisch machen und den Welfen auf den Thron des erneuerten Königreichs Hannover setzen — das wäre das Klügste, was ein siegreiches Frankreich unternehmen könnte, um Deutschland auf ewig matt zu machen. Daß er hierbei den Welfenführer unmittelbar im Auge hatte, gab der Reichskanzler deutlich kund, da er dessen wiederholte Beteuerung, er wolle Hannover nur auf gesetzmäßigem Wege wieder herstellen, als damit nicht im Widerspruch befindlich erklärte: der neue deutsch-französische Friedensvertrag, der die gedachten Bestimmungen enthielte, würde ja in die Gesetzsammlung kommen und also gesetzmäßig sein."

Unser Pariser Mitarbeiter giebt einen Überblick über die Kundgebungen der dortigen Presse, aus welchem sich eine im allgemeinen vernünftige Haltung ergiebt.

Der „Figaro" warnt sogar seine Kollegen vor journalistischen Unklugheiten.

Die „Liberté" freut sich zwar über die Bismarcksche Rede, welche die Kräftigung Frankreichs bekunde, warnt aber ihre Leser, sich von unklugem Chauvinismus fortreißen zu lassen. „Alle", sagt das Blatt, „die in Berlin oder Paris etwa an Krieg denken, müssen stets die Aussicht auf das unberechenbare Unheil, das denselben entspringen würde, vor Augen haben, und wenn sie von unklugem Chauvinismus fortgerissen werden, so muß ihnen die wahre Vaterlandsliebe Halt gebieten. Aber wir können versichern, daß niemand in Frankreich ein so furchtbares Abenteuer versuchen will. Wenn der Fürst Bismarck den Frieden will, und wir glauben, daß er ihn ganz aufrichtig wünscht, so wollen wir ihn ebenso gut wie er. Er hat in dieser Beziehung den Gesinnungen der verschiedenen leitenden Minister, die einander in den letzten Jahren gefolgt sind, Anerkennung gezollt: Hrn. Ferry, Hrn. v. Freycinet, dem jetzigen Kabinett. Dieselben waren nur die getreuen Dolmetscher der öffentlichen Meinung. Einen Angriffskrieg werden wir nicht unternehmen und wir kräftigen uns nur, um uns tapfer verteidigen zu können, wenn wir je angegriffen werden sollten."

Der „Temps" gewinnt ebenfalls aus der Rede des Reichskanzlers, welcher seiner Gewohnheit getreu geblieben sei, seine Gedanken scharf herauszusagen, einen entschieden friedlichen Eindruck. „Fürst Bismarck hat auf keine anderen Gefahren für den allgemeinen Frieden hingewiesen, als auf diejenigen, die von Frankreich kommen könnten. Diese aber sind so hypothetischer Natur, so rein dem Reich des Etwaigen angehörend, daß man dieselben nicht ernsthafterweise zu fürchten vermöchte. Frankreich denkt, wie der Redner selbst anerkennt, ebensowenig in diesem Augenblicke daran, Deutschland anzugreifen, als Deutschland an einen Angriff auf Frankreich. Die einzige Gefahr in dieser Hinsicht könnte darin liegen, daß ein neues Regiment bei uns emporkäme, welches ein Interesse daran hätte, Krieg zu führen, oder derartige innere Schwierigkeiten, daß die Republik versucht wäre, in den militärischen Abenteuern eine Ablenkung zu suchen. Haben wir für diejenigen, welche die Politik unseres Landes aus eigener Beobachtung kennen, erst noch nötig, zu versichern, wie weit entfernt die eine wie die andere dieser beiden Eventualitäten sind?"

Die „France" stellt alle die von dem Reichskanzler angenommenen Möglichkeiten, welche zu einem Kriege Frankreichs gegen Deutschland führen könnten, in Abrede. „Man müßte einen Staatsstreich voraussetzen; einen solchen könnte sich aber nur ein siegreicher General gestatten. Ein Offizier, welcher die Regierung stürzen und die Kammern auflösen wollte, um das Land zu zwingen, Krieg zu führen, würde sofort in Charenton (Irrenhaus) eingesperrt und Niemand würde ihm folgen. Fürst Bismarck fragt, ob ein einziges französisches Blatt, eine einzige Stimme, erkläre, auf Elsaß-Lothringen zu verzichten. Wir fragen ihn, ob ein Blatt, eine einzige besugte Stimme, erkläre: Wirksvollen sofort und ohne Bündnisse (!!) Krieg unternehmen, um Elsaß-Lothringen zurückzuerobern?" Die Besorgnis des Reichskanzlers, der Krieg könne französischerseits notwendig werden, um die Regierung im Innern zu stärken, sucht der Artikel der „France" mit der Bemerkung zurückzuweisen, dergleichen sei in der Republik nicht möglich. Ebensowenig würden die siegreichen Franzosen das Königreich Hannover wiederherstellen. Das Kaiserreich möge sich für jenen Souverän interessiert haben, aber die Republik wolle keine Eroberungen, sondern verlange nur die Unverletzlichkeit ihres Gebiets. „Der Friede von 890 würde aufrichtiger sein, als der von 1870, denn für das Schlimme, das uns die Deutschen zugefügt haben, würden wir ihnen die Freiheit geben. Wir würden nicht den Fehler der Deutschen von 1871 begehen, indem wir nähmen, was uns nicht gehört."

Der Verfasser des Artikels, Hr. Hugonnet, der uns so großmütig die Freiheit verspricht, ist, beiläufig bemerkt, wegen hochgradiger Kurzsichtigkeit militärfrei. Die übrigen Blätter sprechen sich sehr zurückhaltend aus; wir haben daher keine Veranlassung, näher auf dieselben einzugehen. Von den Londoner Preßstimmen haben wir bereits früher die des „Standard" wiedergegeben.

Die „Times" findet die Rede entmutigend für jene, welche hofften, Deutschland werde den europäischen Frieden permanent zu erhalten im stande sein, und welche auf Entwaffnung hofften. Bismarck sei offenbar nicht so sanguinisch, zu glauben, dem drohenden Sturme zu entgehen; daher wolle er wenigstens Deutschland militärisch absolut sichern. In dem Passus über die Beziehungen mit Österreich liege eine leichte Ironie. Der „Daily Telegraph" bezeichnet die Rede als die glänzendste, welche Bismarck während seiner ganzen Laufbahn gehalten. Das Blatt hofft sicher, der Reichstag werde die Vorlage annehmen, denn in der unbestrittenen militärischen Stärke Deutschlands liege die solideste Garantie für die Erhaltung des Friedens.

Aus St. Petersburg wird über den Eindruck der Bismarckschen Rede berichtet: Die Äußerungen des Fürsten v. Bismarck in Betreff Bulgariens befriedigen hier. Man will jedoch aus seiner Rede den Wunsch der deutschen Regierung heraushören, durch die Macht der Umstände nicht zu einer Wahl zwischen Rußland und Österreich gezwungen zu werden. Aus Fürst v. Bismarcks Erklärung, die Freundschaft mit Rußland beeinträchtige nicht die deutsch-österreichischen Beziehungen, folgert das „Nowoje Wremja", Rußland werde blos benutzt, um die Ansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen zu paralysieren. Unter solchen Umständen sei es schwer, den Frieden aufrechtzuerhalten. Früher oder später werde Deutschland doch eine bestimmte Wahl treffen müssen. Diese Sprache ist allerdings sehr verwegen, zum mindesten sehr unzeitgemäß für die jetzt in Rußland auf der Tagesordnung stehende freundliche Stimmung Deutschland gegenüber.

Tagesgeschichte.

* **Berlin,** 13. Januar. Se. Majestät der Kaiser empfing heute den Kriegsminister und den Chef des Militärkabinetts zum Vortrag. Später empfingen beide Majestäten den japanischen Prinzen Akihito Komatsu No Mya, welcher behufs Überreichung des Chrysanthemumordens an den Prinzen Wilhelm nach Berlin gekommen ist. Nachmittags unternahm der Monarch eine Ausfahrt.

Aus Utah am Salzsee ist dem Hrn. Reichskanzler und dem Feldmarschall Grafen Moltke ein Telegramm zugegangen, in welchem dort ansässige Deutsche ihren Dank aussprechen für die am 11. d. Mts. gehaltenen Reden. Diese Reden müssen mit besonderer Schnelligkeit in Utah bekannt geworden sein, denn das erwähnte Telegramm ist bereits am 12. d. Mts. um 10,35 abends in Berlin eingegangen.

Feuilleton.

In der Fremde.

Novelle von H. Keller-Jordan.

(Fortsetzung.)

Onkel Rosen hatte noch einmal am andern Tage, nach jenem Abend, als Leontine ihm ihre Verlobung mitgeteilt, den schwachen Versuch gemacht, ihr den Ernst dieses Schrittes zu erklären, sie zu bitten, sich erst noch länger zu prüfen, aber das Mädchen hatte sich so energisch gegen jede Einmischung verwahrt, so entschieden behauptet, es gehöre zu ihrer zukünftigen Ruhe, ihn selbst und John mit ihrer Liebe zu beglücken, daß er davon abgestanden. Und doch suchte er vergebens den Strahl von Frühlingsglück in ihren Zügen, der sonst das Antlitz junger Bräute vergoldet. Seine Stimmung litt darunter und fast glaubte er, seine Gesundheit.

Er mußte jetzt so oft seines einzigen Bruders, Leontinens Vater, gedenken, dessen Wesen er zum Verwechseln ähnlich in Leontinen wiederfand. Es tauchte eine ferne Zeit in seiner Erinnerung auf, in welcher dieser mit immer dürstender Seele nach Liebe gehascht und sich endlich mit allen Gluten einer unüberwindlichen Leidenschaft an ein Mädchen aus aristokratischem Kreise kettete, obgleich er vorher wußte, daß die Verhältnisse, in welchen sie geboren war, ihm wenig Glück bringen konnten. Er seufzte. — — In den dunkeln Verhältnissen an der Seite einer kränklichen Frau, die er nie aufgehört hatte zu lieben, blieb dieses Kind sein einziger Stern. Wie stand die Stunde ihm vor der Seele, als er, der arme verkrüppelte Mann, der von unseligen, unvergessenen Verhältnissen aus der Heimat getrieben, Abschied nehmend, am Herzen seines Bruders lag! Von allen Worten, die sie ausgetauscht, hatten sich am unauslöschlichsten die aus dem Herzen heraufgestöhnten Laute eingegraben: „Karl, wenn wir beide, mein Weib und ich, nicht mehr sind, dann sei diesem Mädchen ein Vater!"

So weit kam Onkel Rosen mit seinen Gedanken, dann stockte er. Er wollte nicht weiter denken. Leontine, das begabte, schöne Mädchen, das abgöttisch geliebte Kind seines Bruders, die Samariterin eines Blinden! Und war es denn die einzige, alles bezwingende, alles ertragende Liebe, die das Menschenherz zuweilen erfaßt, die Leontine zu dem Blinden zog? Und wieder tauchte die alte Zeit in ihm auf, das Bild des Vaters, wie er damals, so ganz anders, wie heute sein Kind, nicht mehr leben konnte ohne das Weib, das er liebte.

Es war eine kurze Zeit voll stillen Friedens, welche in dem Leben Leontinens vorüberstrich. Sie wünschte nichts und hoffte nichts mehr, aber sie trug das Bewußtsein einer guten That in sich und das machte sie still und heiter. Es dünkte ihr ein so beneidenswertes Los, das Leben des Onkels und des Freundes, die beide ihrer so sehr bedurften, beschirmen zu dürfen mit ihrer Sorgfalt und Liebe. Auch machte ja John Peters seine Rechte als Verlobter nur so bescheiden geltend und die Äußerungen seiner Liebe waren so ehrfurchtsvoll, daß Leontine in der That keinen Unterschied mit der früheren Zeit fand, als das Genügen in ihrer eigenen Brust. Ihre Zukunft war gebahnt, sie hörte auf, phantastische Gebilde zu bauen wie es die junge Menschenseele zu thun pflegt, wenn sie, mit reicher Phantasie begabt, in die Ferne schaut.

Onkel Rosen erkrankte. Anfänglich war sein Leiden nur unbedeutend, aber Fieber und Schwäche nahmen zu und er gestattete endlich, daß Leontine den Arzt konsultiere, der ihm außerdem schon seit Jahren als Freund in ähnlichen Fällen treu zur Seite gestanden. Sie erwartete ihn nun heute mit Ungeduld und hatte sich, da sie den Onkel auf eine Chaiselongue in den Saal gebettet, mit einem Buch neben den weit geöffneten Balkon gesetzt; einen Platz, den sie am meisten liebte, weil er ihr den Blick über die Häuser und die Berge bis weit hinaus in die Sierra gewährte. „Onkel sieh", sagte sie weich, „wie die Spitzen der Schneeberge prachtvoll in Purpur gebadet sind, bitte, richte Deinen Kopf in die Höhe, die Sonne muß heute ganz besonders schön untergegangen sein."

„Es scheint so, Kind, denn dein ganzer Kopf ist rot in diesem magischen Glanz. Wie schön Du so bist!"

„O Onkel betrachte doch die Berge und den Himmel, ich meine, so schön wäre der Blick da hinüber noch nie gewesen!"

Es erschallten Tritte im Korridor. „Wohl der Arzt —"

Was war das, eine andere fremde Stimme, wie aus ferner Märchenwelt, berührte ihr Ohr. — — Es konnte nicht sein! Leontine preßte ihre Hand fest, fest auf ihr Herz. Sie wandte sich um, ihr Gesicht, welches eben noch rosig in der Abendbeleuchtung geglüht, war aschfahl; ihr gegenüber, neben dem lang befreundeten Arzte, stand Doktor Walter Günther, ihr Reisegefährte vom „Piraten"!

Der Arzt stellte ihn als seinen Nachfolger vor, da er selbst in einigen Tagen die Republik zu verlassen gedenke. Er empfahl ihn mit warmen, herzlichen Worten. Leontine hörte nichts. Der junge Arzt trat ihr entgegen und reichte ihr die Hand, die ihre blieb einen Moment von der seinen warm umschlossen, dann sagte er mit der Stimme, die das junge Mädchen nicht vergessen, der sie oft in ihren Gedanken zwischen den brausenden Meereswellen gelauscht: „Wie ist es Ihnen gegangen, Fräulein Rosen, in der langen, langen Zeit?"

„Gut — und — Ihnen auch?"

„Wie, Du hast Doktor Günther schon früher gekannt, Leontine?" fragte jetzt der Onkel erstaunt von seinem Lager herüber, noch ehe dieser eine Antwort gab; „Du hast mir noch nie von ihm erzählt?"

„Nur eine flüchtige, vergessene Reisebekanntschaft für das Fräulein, Herr Rosen," sagte Günther, „sie hat es wohl nicht der Mühe wert befunden, dieselbe zu erwähnen", und er wandte sich von ihr ab, um bei dem Onkel seine ärztlichen Fragen zu beginnen und dann seine Diagnose zu stellen. Leontine verließ das Zimmer.

Eine Viertelstunde später, sie stand gerade im Korridor unter den wallenden Blütenzweigen einer Tropenpflanze, legte sich eine Hand auf ihre Schulter. „So in Gedanken, Fräulein Leontine?" Es war der ältere Arzt, der bald nach ihr das Zimmer verlassen hatte und sich von ihr verabschieden wollte. „Ich fürchte, Sie machen sich Sorgen um das Befinden Ihres Onkels", fügte er hinzu, vorläufig dürfen Sie

SLUB
Wir führen Wissen.